

## **Wilde Zeiten, wilde Kulturen? Vergleichende Betrachtungen aus Feldforschungen in Äthiopien**

Der junge Mann mit dem changierenden hellgrauen Anzug hatte mich schon beim Betreten des Restaurants eindringlich gemustert. Wie ein wildes Tier seine Beute. Klar, hier war ich die Exotin – groß, weiß, Frau und offensichtlich alleine unterwegs. Also etwas Außergewöhnliches in Äthiopien. Schnell rückte er an mich heran und begann ein intimes Frage-Antwort Spiel. Als ich ihm erzählte, das ich Ethnologin bin und auf dem Weg von Addis Ababa nach Gamo Gofa in den Süden des Landes, spiegelte seine Mimik halb Erstaunen halb Verlegenheit wider. „Gamo Gofa?“ fragte er, „Was willst du denn da? Da leben doch die Wilden!“ Nun war ich erstaunt. Wie spricht er denn von seinen Landsleuten? Schämt er sich etwa für sie? Und was heißt hier „wild“? Mir selbst kam das Leben in Addis wild vor, im negativen Sinne: ohne Regeln, ein Durcheinander, chaotisch. Aber auch im positiven Sinne: am Wendepunkt, der Beginn von etwas Neuem, Aufstrebenden. Der 30jährige Bürgerkrieg mit Eritrea war seit 2 Jahren beendet und das Referendum für eine Abspaltung der ehemaligen Provinz Eritrea von Äthiopien wenige Wochen vorher unterzeichnet. Die wilden Zeiten waren vorbei. Jetzt konnte etwas Neues beginnen, das Leben wieder geordnet, das Chaos des Krieges beseitigt werden. Dieses Chaos war in Addis 1993 noch deutlich zu sehen und mehr noch zu spüren – für mich, aus einem reichen und behüteten Land wie Deutschland kommend zeitweise kaum zu ertragen. Es gab stellenweise keine Regeln mehr, keine Normen. Kein Scham, kein Mitleid, kein Glaube. So viele Menschen waren ihren Wurzeln entrissen. Eine junge Frau mit einem Säugling neben sich, lag splitterfasernackt an einer belebten Straße auf einem Sack und döste, zu kraftlos um zu betteln. Konnte das Zusammenleben dort, wo ich hinwollte noch ungesitteter, noch chaotischer, noch wilder werden? (Foto Addis)

Wildness war und ist für mich ein in erster Linie positiv besetzter Begriff. Wenn mich meine Mutter früher ermahnte, nicht so wild zu sein, machte mich das stolz. Ich fand es großartig, als wild eingeschätzt zu werden, das hieß, ich bin stark, unbezähmbar wie ein Löwe. Warum sollte ich das abstellen? Wild sein bedeutet natürlich sein, ohne das Korsett von Normen und Verhaltensregeln. In diesem Sinne ist sich den Normen entsprechend zu verhalten nicht natürlich, sondern künstlich. Der regelkonforme Mensch verhält sich artig, künstlich, anders als die Natur vorgibt.

Und jetzt fragt mich dieser Mensch herablassend, was ich bei seinen „wilden“ Landsleuten will? Ich dachte, gerade er, der doch nur eine Maske und Korsett aus Regeln trägt – solche sichtbaren Zeichen der Normierung wie sein versnobter Anzug und auch verdeckte Normen wie der Umgang mit dem anderen Geschlecht, die er auch noch ganz eklatant durch mangelnden Körperabstand und zu schnelle intime Fragen – zumindest für mich mit meiner kulturellen Prägung – deutlich verletzt. Wer ist denn hier der Wilde? Was bedeutet es, wild zu sein? Eine Landschaft kann wild sein, dann ist sie ein vom Menschen unbeeinflusstes Gebiet, das sich durch seine naturbelassenen Parameter von den durch Menschen geprägten, veränderten und normierten Kulturlandschaften unterscheidet. Für mich ist wildness jedoch eher ein anthropologischer Begriff, kein Dschungel im Amazonas, sondern ein Dschungel in den Gesellschaften. Wildness ist wertend und komparativ, seine Bedeutung wird ihr zu einer kulturgeprägten Gegenwelt zugewiesen und zwar eher negativ wertend im Sinne von regellos oder unordentlich.

Im Grunde genommen bedeutet wildness nichts anderes als ungezähmt, nicht den synthetischen Normen der menschlichen Gesellschaft entsprechend. Nur der Mensch zähmt Verhalten und Eigenschaften mit seinen Regeln, Normen und Gesetzen. Und auch nur ihm gelingt es weitestgehend, sich danach zu richten, denn andere Tiere oder die Natur selbst halten sich nicht verlässlich an menschliche Regeln. „Sie könne sie nicht

zähmen“ beschwört Ellen Ripley die Militärs in Alien: Resurrection. Wilde Tiere kann man nicht verlässlich zähmen. Der weiße Tiger Montecore, dessen Angriff den Magier Roy fast das Leben kostete, der Berliner Zoodirektor Blaszkiewitz, der bei einem Schimpansenangriff einen Finger verlor sind traurige Paradebeispiele. Es ist eben nicht des Tigers Ding, auf Kommando unter lautstarkem Beifall Männchen zu machen, nicht das Naturell eines Affen, in einem Käfig zu sitzen und die Grenzen seines ohnehin schon zu kleinem Areals ständig durch andere Primaten verletzen zu lassen. Es geht unzählige Male gut und dann versagt die vermeintliche Zählung. Das wilde Tier verstößt gegen die vom Menschen gemachte Regel und alle sind erschrocken und wie gelähmt. Denn „so etwas hat es ja noch nie gemacht“. Diese Regeln sind aber vom Menschen gemacht. Er stellt sich und anderen Regeln auf, schafft Gesetze und Moral, die seine Wildheit überlagern, begrenzen und das Zusammenleben seiner Species gewährleisten sollen. Die Normen sind die Schmiere im Getriebe unserer Gesellschaft. Aber auch wir Menschen übertreten diese von uns selbst erstellten Regeln des Zusammenlebens ständig, wir lügen, stehlen, betrügen und hintergehen. Alles zu unserem Vorteil. Wie Wilde. Das zeigt, dass menschliche Normen dem Menschen nur aufgesetzt sind und hier brechen wir eben manchmal aus. Unsere Kultur überlagert und unterdrückt durch Normen und Regeln unsere Natur.

Es ist die ewige Dichotomisierung von Natur und Kultur. Lange Zeit gab es in der Anthropologie die Bezeichnung „Naturvölker“ für Menschen, die mehr mit der Natur leben, weitaus mehr von ihr abhängig sind als Industrienationen mit Geldmarkt, Vorratswirtschaft und Elektrizität. Naturvölker als Gegenteil der Kulturvölker? Als ob Naturvölker keine Kultur hätten! Wir Deutschen pflegen hier beispielsweise, um unsere Dazugehörigkeit zu den Kulturvölkern zu untermauern, den absurden Begriff des „Kulturbeutel“. Ein Kulturbeutel ist nichts weiteres als eine Kosmetiktasche für die

Reise. Das heißt, wir können all unsere kulturellen Errungenschaften wie Zahnbürste, Parfüm, Seife und Anti-Aging Creme in eine Tasche packen und bewahren uns so unsere Kultur auch auf Reisen, schön mit einem Reißverschluss versehen, damit nichts verloren geht. Ohne unseren Kulturbeutel wären wir in der Fremde kulturlos, wildness.

Einen Kulturbeutel werden wir in Arbore nicht finden. Die Zahnbürsten wachsen an Sträuchern. Parfümiert wird sich mit dem Rauch aus einer Wurzel, dessen Geruch an Weihrauch erinnert. Und genau wie bei uns soll der besondere Duft die Attraktivität steigern, anziehend auf die Männer wirken (Foto Rokoko). Natürlich sind die Arbore keine Wilden, ihre sozialen Strukturen und Normen sind einfach nur anders, stellenweise ausgesprochen logisch wie ihre Heiratsregeln, manchmal aber auch nicht mit Logik nachvollziehbar, einfach nur mit den Worten erklärt „das ist halt unsere Tradition, das war schon immer so“, wie das Ritual FGC. Hier setzt für mich die spannende Arbeit von Anthropologen an – kulturelle Besonderheiten anderer Gesellschaften nicht wertend zu beschreiben, sie zu vergleichen, Zusammenhänge und Ursachen aufzudecken.

Auch wenn die Arbore mehr als der businessman aus Addis mit der Natur leben, mehr von ihr abhängig sind, sind sie natürlich kein Naturvolk ohne Kultur. Der Alltag in Arbore ist sehr strukturiert. Taktgeber ist die Natur mit ihren Rhythmen von Tag und Nacht, Regen- und Trockenzeit und damit verbunden den Zeiten für Saat und Ernte sowie für die Hirten die Positionsänderung der Wasserstellen. Hochphasen an Arbeiten gibt es kurz vor und bei der Ernte sowie zum Ende der Trockenzeiten, wenn die Hirten lange Strecken zu den Wasserstellen zurücklegen müssen und gemeinsam mit ihren Herden wochenlang in den temporären cattlecamps leben. Ritualisierte Feste durchbrechen den Alltag, insbesondere die lange vorbereiteten Hochzeiten und die weniger vorab zu planenden Beerdigungen.

Alltag und Rituale folgen festgesetzten Regeln und Abläufen. Selten gibt es (genehmigte) Ausbrüche. Einmal habe ich unmittelbar nach der Ernte beobachtet, wie sich die unverheirateten Mädchen tagsüber sammelten, festlich gekleidet und dann für viele Stunden zum Tanzen im Busch verschwanden. Es schien ihre wilde Zeit zu sein, unzähmbar und nichts und niemand schien an sie heranzukommen. Die Harat bildeten eine geschlossene Gruppe. Regeln schienen außer Kraft gesetzt. (Photos)

Die Arbore besitzen ein fein ausgeklügeltes Netz von Normen, Regeln, Sanktionen und Hierarchien, welches ihr Zusammenleben und soziales Überleben gewährleistet. Beispielsweise erkenne ich in Arbore sofort an der Frisur und Kleidung, ob die junge Frau verheiratet ist oder nicht und ein Mann weiß dementsprechend umgehend, wie er sich ihr gegenüber verhalten muss. (Fotos). Andere Verhaltensregeln resultieren aus dem komplexen Regelwerk der Heiratsnormen und sind für Außenstehende nicht auf den ersten Blick erkennbar. Hier muss man schon ein Insider sein. Die Heiratsregeln basieren auf einem komplizierten Netz aus Geboten und Verboten, deren Grundlage das Altersklassensystem der Arbore ist. Aus der Zugehörigkeit zu Clan, Alters- und Generationsklasse leiten sich Heiratsnormen, sowie allgemeine Verhaltenskodizes ab. Das Interessante daran ist, dass dieses Regelnetzwerk bei der Analyse vollkommen logisch erscheint, insbesondere auch deshalb, weil die exogamen Arbore nur eine Populationsgröße von ca. 4000 Mitgliedern haben. Durch die Heiratsregeln werden mögliche Beziehungen zwischen der Eltern-Kind Generation, der Großeltern-Enkel Generation sowie zwischen Geschwistern und Verwandten 2. Grades ausgeschlossen. Das sofortige eindeutige Klassifizierung seines Gegenüber ist in Arbore enorm wichtig, denn nur so wird moralisches Handeln gewährleistet. Versehentliche Fauxpas werden so vermieden und solche unsittlichen und peinlichen Fragen, um theoretische Chancen einer Partnerschaft auszuloten, erübrigen sich.

Unnötig zu sagen, dass der businessman aus Addis nicht rechthatte. Solche wertenden Bemerkungen wie er es mit der Bezeichnung Wilde i.S.v. Unzivilisierte tat, habe ich auch von den Arbore, mit denen ich dort gearbeitet habe, nicht gehört. Natürlich bin ich in Arbore auffallend anders, kleide mich anders, arbeite anders, empfinde anders. Auch ich habe Regeln übertreten, meist ungewollt aus Unwissenheit, manchmal weil ich nicht anders konnte. Dabei wurde mir in der Regel mit großer Nachsicht begegnet, als kulturell Aussenstehende habe ich deutlich mehr Freiräume. Ingo hat mir einmal sehr einfach auf meine Bedenken geantwortet. Als ich wissen wollte, ob sie mich für einen schlechten i.S.v. ungezogenen Menschen hält, sagte sie einfach nur: „Nein, es ist eben nicht deine Kultur.“ Besser kann man Toleranz, Integration und Kulturrelativismus nichts ausdrücken. (Foto)

Zurück in Addis nach drei Monaten Feldforschung kam dann der Kulturschock, genauso, wie es mir mein Berliner Professor vorausgesagt hatte. Aus dem geordneten Leben in Arbore, mit seinem festen Tagesrhythmus und dem Wissen jedes Einzelnen, wo er hingehört, war ich in der Hauptstadt mit ihrem Nackriegswehen und dem üblichen sozialen und emotionalen Dschungel, wie er in jeder Großstadt zu finden ist, einfach überfordert. Das war für mich zu wild. Dieses Gefühl überkommt ich nach jeder Feldforschung, wenn auch in abgeschwächter Form, wieder, auch wenn ich mittlerweile selbst in Addis in zahlreichen Straßen ein Stück Deutscher Zivilisation wiederfinden kann (Foto).

## **BIOS**

In der Sozialanthropologie ist wildness ein wertender Begriff für andere. Andere Menschen werden abwertend als wild i.S.v. unzivilisiert bezeichnet, wenn deren Lebensweise nicht der eigenen entspricht. Dies ist ein Plädoyer dafür, dass es keine

wilden Menschen gibt, sondern nur Gruppen mit anderen kulturellen Normen und Werten, die trotzdem wunderbare Freunde sein können.

Engl. Version IN: Seaton, N. & Warsh, M. (ed.): Wilderness. Prospect, Issue 1, lulu.com